Nummer 115 Sonnabend, 19. Mai 1923

Berliner Familien-Zeitung

Pfingsterfüllung

Von Igna Maria

Maria Vernon verbeugte sich zum allerletzten Male, grüßte hinein in die Unendlichkeit des weiten Raumes, entschied applaudierende Händepaare, hörte durch das Beifallklatschen: „Hoch, Vernon!“ und fühlte sich eins mit den Enthusiasmierten, die ausharrten ihretwegen, während das Parkett schon draußen an den Garderoben kämpfte. Die Logenschließer breiteten, ungerührt ob des brausenden Beifalls der Kunstkenner, die schützenden Hüllen über die roten Samtpolster des Parketts und der Logen, froh, das Tagewerk vollendet zu haben.

Maria Vernon trat zurück durch die kleine Tür des eisernen Vorhangs, der sich hart und unerbittlich vor die weltbedeutenden Bretter gelegt, während der Zuschauerraum sich verdunkelte und nur die roten Notkerzen einsam und geheimnisvoll ihr mattes Licht ausstrahlten. Auf der Bühne, wo eben noch Maria Vernon unumschränkte, sieggewohnte Herrscherin gewesen, beeilten sich hurtige Bühnenarbeiter, das Sterbezimmer der Violetta abzubauen, die dienstuenden Feuerwehrmänner balanzierten über das Durcheinander der Ausgangstür zu. Der Requisiteur brachte eilends seine Kostbarkeiten in Sicherheit und zankte sich mit den Bühnenarbeitern, die von einer Gipsvase ein Stückchen abgeschlagen hatten. Beschäftigt und verärgert grüßte er die Sängerin, die eben durch die breite eiserne Ausgangstür verschwand.

Die Garderobiere erwartete sie schon und erzählte, wie wunderschön sie ausgesehen, wie rührend sie gestorben sei. „Geweint hab' ich, Fräulein Vernon, obgleich ich Sie schon mehr wie zehnmal als Violetta hörte; und Ihr piano — wundervoll, das sagt jeder —“ dabei zog sie der Gefeierten die rotblonde Lockenperücke vom Kopf und streifte das rosa Hausgewand aus fließender Chinaseide über.

Maria Vernon aber dachte plötzlich daran, daß morgen gerade vier Jahre verflossen seien, da Herbert Freysing ihr Jawort holen wollte.

Was dieses „Ja“ bedeuten würde, wußte sie: Abschied von der Bühne, Abschied von den Triumphen, Abschied von allem, was ihr bis jetzt lieb und teuer!

Nur die Frau des Mannes sein, der draußen weitab vom Getriebe der Großstadt in ländlicher Einsamkeit sein Gut bewirtschaftete.

Und die Liebe sollte das alles, was sie ihretwegen aufgab, ersetzen . . ?

„Zu Pfingsten will ich mir Dein Jawort holen!“ hatte er hoffnungsfreudig ihr beim Abschied gesagt, und sie war willens, es ihm zu geben, wenn nicht just in den Tagen ihr dieses glänzende Engagement an der großen Staatsoper angeboten wäre. Da hatte der Ehrgeiz die Liebe besiegt. Sie schrieb Herbert Freysing ein schonendes Nein und sang an jenem Pfingstsonntag, der ihr Verlobungstag sein sollte, umrauscht von Beifall, die Violetta und dachte mit keinem Gedanken daran, daß ein Einsamer weitab von ihren Triumphen die größte Enttäuschung seines Lebens verwinden mußte. Ueber ihren Erfolgen, die sie als vergötterter Liebling des Publikums genoß, vergaß sie den treuen Freysing und ihre Liebe. Ihr Name war in aller Munde, ihr Bild grüßte aus den Schaufenstern, fand sich in Zeitschriften, die jungen Mädchen kauften es dutzendweise, baten um ihre Unterschrift, um Albumverse.

Wenn in stillen Stunden die Erinnerung an Herbert Freysing und die schöne Zeit ihrer jungen Liebe Längstvergangenes wieder erstehen ließ, bespöttelte sie diese Sentimentalität, und der Trotz kam dazu, überwand die Sehnsucht, fragte: weshalb gab er dich kampflos frei, versuchte nicht, das „Nein“ in „Ja“ zu wandeln —?! Und sie forschte heimlich, ob er etwa mittlerweile eine andere Gefährtin heimgeführt habe in sein stilles Haus, und es lebte eine unverständliche Freude in ihr, als sie hörte, Herbert Freysing lebe einsam für sich.

An das Gefeiertwerden hatte sie sich längst als etwas Dazugehöriges gewöhnt, und auch die anfangs überwältigende Tatsache der „ersten Koloraturtängerin der Staatsoper“ fügte sich dem Rahmen der Alltäglichkeit ein. Denn auch hier spann der liebe Kollegenneid Intrigen, auch hier gab es Kämpfe und Enttäuschungen wie überall, denn auch hier lebte man als Mensch unter Menschen, fand dieselben Leidenschaften und Fehler wie überall und stand letzten Endes, trotz des Beifalls, der Blumenspenden, der lobenden Kritik — allein.

Die Garderobiere seufzte verstohlen: anstatt sich abzuschminken, starrte die Sängerin geistesabwesend in den Spiegel, schien völlig weltentrückt. Schließlich, man wollte doch nach Hause, hatte noch allerhand vorzurichten für die beiden Feiertage, träumen konnte das Fräulein auch zu Hause.

Wie von ungefähr stieß sie gegen einen Stuhl, daß er mit lautem Gepolter zu Boden fiel und fügte eine wortreiche Entschuldigung bei. So erreichte sie, daß Maria Vernon in die Wirklichkeit zurückschreckte, eilig das Versäumte nachholte und bald darauf als Letzte das Theater verließ. So lange hatten selbst die glühendsten Verehrerinnen nicht warten mögen, und Maria Vernon ging durch die schwach erleuchtete Promenade nach ihrem Hause.

Eine weiche, linde Mainacht umfing sie, der Duft des blühenden Flieders, der in verschwenderischer Fülle seine lila Blütendolden zu ihr herniederlenkte, durchtränkte die Luft. Maria hätte weiterwandern mögen, ziellos, nur die Schönheit dieser sternklaren Mainacht genießend . . .

Auf dem Balkon ihres Wohnzimmers saß sie und horchte in die Nacht hinaus und hörte die Stimme ihres Blutes, das rasch und fordernd durch ihre Adern rann. Es erhob Anklage wider sie, das Herz verklagte den Verstand, daß es hatte darben müssen, daß sein unersättlicher Ehrgeiz Talmi bot für echtes, reines Gold. Glaubte, es werde Genüge finden an rasch vergessener Ehre, an dem Ruhm, König für einen Tag zu sein. Ein Kampf, dem Marios Energie nicht zu steuern vermochte: eine Abrechnung, die erbarmungslos ihr den Spiegel der Erkenntnis vor die Seele hielt, und die endlich seinen Entschluß zuwege brachte, der mehr Demut erforderte, als sie empörenden Stolz besaß.

Als die blühende Welt in den sonnigen Pfingsttag schaute, fuhr Maria Vernon hinein in das weite Land. In unendlicher Klarheit umspannte der blaue Himmel die feiertägliche Erde. Weihevoller Friede lag über den weiten, blumigen Wiesen, über den frischgrünen Birken, die sonnenüberstrahlt sich im Frühlingswinde neigten. Glockenstimmen sangen den Pfingstsegen zu des Schöpfers wohlgelungenem Werk.

Den schmalen Wiesenpfad zu Freysingshof schritt Maria Vernon, öffnete das große, schmiedeeiserne Tor, durchschritt den blühenden Garten, hinein in das stille Haus. Vor dem selig Erstauten stand sie, sand nur das Verzeihung heischende, Liebe werbende: „Herbert!“

Der Halbwüchsige

Ein Großstadtbild / Von Hardy Worm

„Wat hast'n da?“ fragte der Alte drohend, griff dem Sohn in die Tasche und holte einen silbernen Pokal heraus. „Sieh mal an, bist ja 'n nettes Früchtchen. Seinen ollen Vata bestehlen.“ Und er packte den Sohn bei der Gurgel und schleuderte ihn in die Ecke des Produktenkellers. „Ulf de Klaufahrt jehste? Haste woll uff'n Rummel jelernt? Dir wer'ck helfen. Nich mehr raus kommste aus'n Bau. Jetzt jehste uff de Kamma. Ambrot jibs nich. Na, wird's balde?“ Der Alte erhob wieder drohend die Faust. Der Junge, ein struppiger, schielender Bengel, hielt sich den Arm vors Gesicht und schlich die Wand entlang. Eine Tür fiel ins Schloß.

Der Alte schlurfte durch den Keller, knurrte wütende Worte in seinen Bart. Das war ja nicht mehr auszuhalten mit dem Bengel, seitdem die Mutter tot war. Den ganzen Nachmittag trieb sich der Lümmel auf den Bauplätzen mit Halbwüchsigen herum. Die hatten ihn sicherlich zum Diebstahl angestiftet. Vielleicht hatte der Junge schon öfter gemaust. In dem Keller lag ja so allerhand umher. Die Sachen, die der Alte kaufte, waren allerdings selten einwandfreier Herkunft. Aber wen ging das was an? Man mußte doch leben, verdammt noch mal. Außerdem bekam man die gestohlene Ware oftmals recht billig. Und mit einemmal entsann sich der Alte, daß ihm vor vierzehn Tagen ein silberner Tafellauffatz abhanden gekommen war. Er hatte da einen Bettler in Verdacht gehabt. Aber sicherlich hatte der Junge sich das Stück angeeignet. Der alte Hehler trippelte unruhig hin und her. Ob er den Bengel noch einmal zur Rede stellte? Er ging in die Wohnung und wollte die Kammertür öffnen. Aber von innen war der Riegel vorgeschoben. Was fiel denn dem Bengel ein, sich einzuschließen? Wollte wohl noch den Beleidigten spielen? Der Alte trommelte gegen die Tür. „Mach mal uff, Emil, ick will dir wat frajen.“ Aber nichts rührte sich. Der Altwarenhändler wurde wütend. „Du sollst uffmachen, sag' ick dir. Ick ließ Petroljum durchs Schlüsselloch und steck de Bude an, wenn du Kanaille nicht uffmachst.“ Kein Laut. Der Alte drückte das Ohr gegen die Tür. Schluchzte da drin nicht jemand? Sicherlich tat's dem Bengel jetzt leid. Aber daß er sich widersetzte, nicht öffnete, wurmte den Alten. Er hieb noch einige Male gegen die Tür, drohte, als jedoch das alles nichts fruchtete, schlurfte er in seinen Keller zurück, packte sich einige Decken zurecht, schob Kisten vor die Eingangstür — seit Jahren schlief er nicht mehr in der Wohnung, sondern im Keller. Er las so viel von Ueberfällen — und legte sich schlafen. Bereits im Halbschlummer rechnete er seinen Tagesverdienst nach. Ein nettes Sümmchen. Das hätte Agathe noch erleben müssen. Jetzt hätte sie nicht mehr zu schuften brauchen. Der Alte sagte noch einmal das Wort Agathe, dann fiel er in Schlaf.

Sein Sohn aber war gar nicht mehr in der Wohnung. Hatte die Tür abgeriegelt, sich durch das Kammerfenster gequetscht, und im Hausflur gewartet, bis jemand die Tür öffnete. Draußen steckte er die Hände in die Hosentaschen, spie gegen die Tür des Produktenkellers und schlenderte durch die Straßen. Was der alten Nußtorte einfiel, ihn zu schlagen. Er war doch schon vierzehn Jahre. Hatte auch seinen Stolz. Emil stiegen vor Zorn die Tränen in die Augen. Wat, wejen den ollen Hehler heulen? Schnell pfiff er sich eins. Aber ärgerlich war's doch, daß ihm der Alte erwischt hatte. Für den Pokal hätte ihm Weber-Franz mindestens zehn Riesen gegeben. Dann hätte er der Lotte Gubalke die Mütze kaufen können, die sie so gerne haben wollte. Nun lachte sie ihn sicherlich aus und sagte ihm, daß er ein grüner Junge sei. Und dabei hatte er die Lotte so lieb. Sie war älter als er. Ein strammes Mädel, nach dem sich Männer umdrehten. Emils Schritte wurden kleiner. Vielleicht war es besser, gar nicht zum Mariannenplatz zu gehen. Was kam für ihn dabei heraus? Demütigungen, Niederträchtigkeit der Großen, Spott der Gleichaltrigen. Aber er hatte Lotte hinbestellt. Die durfte er nicht warten lassen. Vielleicht nahm sie ihm auch gar nicht übel, daß die Sache mit dem Pokal mißglückt war. Es bot sich doch noch des öfteren Gelegenheit, einen Gegenstand verschwinden zu lassen.

Als Emil auf dem Platz anlangte, wurde er sofort von einer Schar Jungens umringt. Aber er schob sie beiseite und sagte: „Hat nich geklappt. Der Olle is' nich aus 'n Keller jejang'n. Aba ick hab ma schon wat ausjesucht.“ Die Jungens lachten verächtlich Ausrede, Mensch. Wirst dir wieda doof anjetellt ham.“ Und sie sonderten sich von ihm ab. Sprachen höhnische Worte. Emil fühlte sich klein und verächtlich. Wut gegen den Alten quoll in ihm hoch. Und als er Lotte erblickte, die auf dem Schoß des Weber-Franz saß und eine Zigarette rauchte, war er wieder dem Weinen nahe.

„Na, komm ma her, du Stubben,“ schrie Franz. Tuschelte der Lotte etwas ins Ohr und stieß sie vom Schoß.

Als Emil die Hand des Mädchens fühlte, das ihn lauernd betrachtete, überfiel ihn ein Zittern. Er setzte sich auf die Bank und weinte in kurzen und heftigen Stößen.

Die beiden anderen betrachteten sich sprachlos. Weber-Franz tippte sich mit dem Finger gegen die Stirn. Lotte aber überfiel eine weiche Regung; sie setzte sich neben den Kleinen, nahm seinen Kopf in ihren Schoß und streichelte sein borstiges Haar.

Und Emil erzählte, daß ihn der Alte überrascht und geschlagen habe. Er faßte Lotte um die Taille und drückte sein nasses Gesicht gegen ihre warmen Brüste.

Weber-Franz schien beruhigt. „Wenn weita nischt is, det kann vorkommen. Ick dachte schon, er hat dir aus'n Tempel jehaun. Aba schade ist doch. Ick hatte jrade 'nen Käufa. Wie wär't denn Emil, wenn wa mal ne größere Sache machten?“

Der Junge horchte auf. So etwas wie Scham überfiel ihn, daß er in Lottes Gegenwart geweint, sich kindlich gezeigt hatte. Er richtete sich hoch, sah das Mädchen an, das ihm zulächelte, und fragte: „Ja, wie meinst du'n das?“

Franz schob die Mütze ins Genick. „Komm, woll'n mal zu Rödern jehn. Hier is nicht der richtige Platz.“

Und die drei erhoben sich — Emil durfte die Lotte unterfassen — und gingen in ein Bierlokal.

Franz bestellte Schnäpse und Bier. Der Junge platzte vor Stolz, daß ihn der Große mitgenommen hatte und als seinesgleichen behandelte. Und auch die Lotte war gar nicht zurückhaltend. Sie schob ihren Stuhl ganz dicht neben den seinigen, stieß ihn in die Seite, umarmte ihn. Glücklich war er. Und großsprecherisch.

Weber-Franz sah sich das alles eine Weile an. Dann tastete er sich vorwärts. Donnerwetter, als er so alt war wie Emil, hatte er schon andere Dinger gedreht. Geld hatte er. Und Weiber. Soviel wie er haben wollte. Denn die Weiber fliegen nur aufs Geld.

Emil hörte begierig zu. Baute sich eine neue Welt auf. Das wäre doch fein, wenn er die Lotte heiraten könnte. Einige Zeit würde sie schon warten müssen. Oktober kam er ja erst aus der Schule. Na, und das mit dem Beruf würde sich ja schon einrenken. Geld war ja da.

Und Weber-Franz rückte näher. Eine ganz einfache Sache sei das doch. Die Lotte stehe Schmiere und er — der Franz — klettere durch das Kammerfenster, kneble den Emil, daß kein Verdacht auf den Sohn falle, mache den Alten unschädlich, drücke ihm ein bißchen die Kehle zu und lege ihm einen Jodoformlappen auf den Schnabel. Wirklich sehr einfache Sache. Das Geldspinde zu öffnen, sei eine Kleinigkeit. Nachher werde die Beute geteilt. „Na, und die Lotte,“ Weber-Franz zwinkerte mit den Augen, „ist ja auch nich so.“

Emil ging auf alles ein. Eine wahre Gier nach Geld, nach Lotte hatte ihn ergriffen. Am liebsten wäre er schon jetzt mit den beiden losgezogen. Aber Weber-Franz hatte Bedenken. Am günstigsten sei die folgende Nacht. So um zwölfe herum.

Lotte hatte glänzende Augen. Sie zog den Jungen zu sich herüber und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Dann standen sie auf und gingen. Weber-Franz öffnete dem Emil die Haustür. Der schlich über den Hof, kletterte in seine Kammer und legte sich ins Bett. Aber er fand keinen Schlaf.

Der Alte war am Morgen mürrisch. Sagte kein Wort zu dem Jungen, schnitt ihm einige Scheiben Brot. Dann öffnete er den Keller.

Es war ein sonniger Tag. Der Alte blieb eine Weile in der Tür stehen und betrachtete die Menschen, die vorübergingen. Seit Monaten hatte er das nicht mehr getan. Er hatte sich überhaupt recht wenig um andere Menschen gekümmert. Der Besitz hatte ihn hart und gleichgültig gemacht. Um den Jungen hatte er sich auch nicht gesorgt. Der war, zusammen mit anderen Kindern, in der Gosse herangewachsen. Hatte rohe Manieren angenommen. Der Alte dachte nach. Früher, als Agathe noch lebte, ging der Junge immer wie aus dem Ei gepellt. Trotzdem's die Alten nicht leicht hatten. Jetzt sah der Bengel so ungepflegt aus. Der Anzug, den er trug, war ihm auch schon zu klein geworden. Der Produktenhändler ging in den Keller zurück. Er mußte sich mehr um seinen Sohn kümmern. Das sollte nun doch anders werden.

Als Emil aus der Schule kam, rief ihn der Alte. „Die Sache mit jestan wolln wa bejraben sein lassn. Hier“ — er kramte umständlich in seiner Hosentasche — „haste Jeld. Koof da wat for. Und neechste Woche jehn wa zum Schneida. Du stichst ja schon de Aermel aus'n Anzug.“ Emil wurde rot. Faltete den Geldschein zusammen und glättete ihn wieder. Als er etwas sagen wollte, betrat ein Kunde den Keller. Da ging er schweigend in seine Kammer und setzte sich auf den Bettrand.

Was war denn bloß mit dem Alten los? Das war ja noch nie vorgekommen, daß ihm der Geizkragen Geld gegeben hatte. Ja, wenn der wüßte, was ihm bevorstand. Emil überkam doch Angst, als er an das Abenteuer dachte. Wenn nun die Sache schief ging? Dann fiel Lotte rein. Und Weber-Franz. Reinen Mund würden die ja auch nicht halten. Und in dem Augenblick, in dem der Alte mit einem Spitzbuben um gestohlenes Gut feilschte, kämpfte der Halbwüchsige einen bitteren Kampf. Er rang mit sich, zwang sich auf die Knie. Geh rein, sag dem Alten, daß ihm Gefahr droht. Bäumte sich auf. Entwand sich seinen Händen. Verließ die Wohnung und sagte dem Weber-Franz, daß alles bereit sei. Punkt zwölf Uhr.

Der Abend kam. Der Produktenhändler verschloß den Keller. Zählte das Geld. Und packte die Wertsachen in den Schrank. Ordentlich lustig war der alte Gauner. Dem Emil legte er die Wurst dick aufs Brot. Und dann fing er mit einem Male an zu erzählen. Von der Mutter. Von früheren Zeiten. Wie schwer sie hatten arbeiten müssen, um sich zu ernähren. Ja, und dann fragte er den Jungen sogar, was er werden wolle.

Emil kaute an seiner Stulle und zuckte die Achseln. Die Fragerei des Alten berührte ihn peinlich. Daß sich jemand um ihn kümmerte, brachte ihn in Verwirrung. Und er blieb wortkarg, daß der Vater genug verwundert wurde, wieder in den Keller ging und sich bald hinlegte.

Der Junge saß in seiner Kammer und stierte auf die Uhr. Eine große Unruhe war über ihn gekommen. Die Angst kühlte ihn wie schneidender Winterwind. Da klopfte jemand gegen die Scheibe. Emil öffnete mit zitternder Hand, und Weber-Franz quetschte sich durch das Fenster.

„Schleeft da Olle?“ Der Junge konnte nicht antworten.

Weber-Franz holte eine Leine aus der Tasche und band den Halbwüchsigen am Bettpfosten fest. „Det steht Schmiere!“ flüsterte er. „Uff die Schicke kannst stolz sind. So, und nu muß ick da noch 'n Knebel in Maul stecken. Wat willst de? Ach so, ick soll bei Ollen nischt dun? Mensch, du bibbast ja wie 'n Muckepicke. Hast woll Schiß?“

Der Einbrecher steckte dem Jungen einen Knebel in den Mund. Klinkte lautlos die Tür auf. Leise den Gang entlang. Ah, hier die Tür. So, ruhig. Links muß der Alte liegen.

Der Junge lauschte atemlos. Sein Herzschlag dröhnte, die Augen brannten. Fiel da nicht etwas? Himmel, röchelte da nicht jemand. Stöhnen und Stampfen. Ein unterdrückter Aufschrei. Dann laut: „Emil! Mörder!“ Zwei, drei dumpfe Schläge. Still.

Der Junge riß an den Fesseln. Wimmerte. Schloß locker die Hand. Aah, feste reißen. Knebel raus.

Der Halbwüchsige stürzt die Treppen hinunter, stößt die Tür auf. Auf dem Tisch steht die Lampe. Weber-Franz hockt vor dem Geldschrank. Wendet sich jäh. Und dort der Vater. Blut im Gesicht. Blut im Hemd. Ueberall Blut.

Der Junge schreit auf. „Mörder! Zu Hilfe! Mörder!“ Rennt wieder zurück in die Kammer. Reißt das Fenster. „Mörder! Hilfe! Mörder!“ Da fällt ihn trümmert eine Eisenstange seinen Schädel.

Das Fenster zersplittert. Weber-Franz springt in die Nacht. Rast mit einem Mädchen die Straßen entlang. Hinter ihnen der Schrei: „Halt fie!“

Am Morgen hält das kleine Auto der Morgue vor dem verschlossenen Produktenkeller. Frauen stehen neugierig umher. Tschakos blinken in der Sonne. Und gerade als eine Hochzeitskutsche vorüberfährt, wurden die Leichen aus dem Haus getragen und in das Auto geschoben.

„Weiterjehn!“ sagte ein Polizist. „Na, das dirsten Se bei die beeden keen Schwein mehr hau'n,“ meinte ein Halbwüchsiger und spuckte sein Zigarettenstummel in den Rinnstein.

Letzter Weg

Nun will ich nimmer rasten,
Nun geht es letzte Bahn.
Am Weg liegt toter Wahn.
Mit Seufzen und mit Fasten
War schlechtes Werk getan.

Nun frag' ich nicht nach Stürmen,
Nach Schnee und Regen nicht.
Mich quält kein steiles Licht.
Und ob sich Felsen türmen,
Nur Schritt und Wille spricht.

Nur Tat und Schreiten sprechen
Das große Wort der Zeit.
Wir wollen wegbereit
Aus Staub und Steinen brechen
Besitz der Ewigkeit.

Nie ist ein Keim verdorben,
Der Freiheitswerden trug.
Kein Weh ist herb genug.
Nie ist ein Herz gestorben,
Das Weg der Menschheit schlug.

F. K.

Verantwortliche Redakteure: für Politik, Feuilleton und Beilagen: Karl Retter-Berlin-Neukölln; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Hezer-Berlin; für den Inseratenteil: Paul Große-Berlin-Lichterfelde. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übern. die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.